



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Erlebnisse eines achtjährigen Jungen

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Diesem lichten Bilde haben tiefe Schatten nicht gefehlt, wie man aus andern Reden des Libanius gelegentlich erfährt, und daß den Bürgern der alten Welt das Leben gar so schön und leicht geworden ist, war ja wohl eine der Ursachen des Untergangs dieser Welt. Aber leben wollen auch wir, wenn auch nicht in einem beständigen Feste, und zum Leben gehört Brot. Eine wachsende Mäulerzahl aber bedarf einer wachsenden Brotmenge, und darum interessiert uns die üppige Fülle, die noch vor 1600 Jahren diese heute wüste Gegend beglückt hat; diese Gegend liegt uns bei dem heutigen Zustande der Verkehrsmittel vor der Thür. Daß die frühere Fruchtbarkeit in einem verheerten und lange verwahrlosten Lande nicht wieder hergestellt werden könne, glauben wir nicht. Nur das gute Klima ist ein an den Ort gebundnes Naturgeschenk, das dort, wo es nicht vorhanden ist, nicht erzeugt werden kann; Klimaverschlechterungen durch Waldverwüstung und Verbesserung durch Anbau kommen vor, aber warmes und kaltes, Festlands- und Seeklima kann Menschenkunst nicht mit einander vertauschen. Der Acker- und Gartenboden dagegen ist ein Erzeugnis des menschlichen Fleißes. Den Sumpf, wie die babylonische Euphratniederung ursprünglich einer gewesen ist, verwandelt Entwässerung in den allerfruchtbarsten Acker, und was sich aus Sand machen läßt, das zeigen die Fruchtgärten in der Umgebung märkischer Städte.



Erlebnisse eines achtjährigen Jungen

1. Der selige Dr. Eckhardt



rei- bis vierundfünfzig Jahre muß es ja nun her sein. Mein Vater war damals noch Major. Der Stab und zwei Schwadronen des Regiments, dem er angehörte, lagen in einem freundlichen Provinzstädtchen, auf dessen Marktplatz, gerade dem hochgiebligen alten Rathause gegenüber, wir mietweise das Haus eines verstorbenen Dr. med. Eckhardt bewohnten. Ein sonderbar angelegtes uraltes Gebäude, das wir erst später mit einem eignen Hause auf der Schulstraße vertauschen sollten. Von dem Hause am Markte sind mir nur das Erdgeschoß und der erste Stock erinnerlich; wenn es ein zweites Stockwerk gab, so stand es leer, denn ich weiß, daß außer uns niemand in dem alten, mir sehr unheimlichen Hause wohnte.

Vor meinen Eltern hatte es der bisherige, nun pensionierte Regimentskommandeur, ein Junggeselle, allein innegehabt. Um wieviel es für ihn zu groß gewesen war, bewies der Umstand, daß ihm ein geräumiges saalartiges Gemach auf dem äußersten linken Flügel des ersten Stocks zu nichts anderm als zur Aufbewahrung seiner auf türkenkopffartigen Gestellen prangenden Helme gedient hatte. Es hieß die Helmstube, und die Tapetenfarbe war, als ich es zuerst sah, tiefes gesättigtes Ultramarin, von dem sich in Abständen von vierzig zu vierzig Centimetern handtellergroße goldne Sterne abhoben. Ich bin seitdem weder in der Natur noch an Kunstprodukten einem gleich opaken und intensiven Blau begegnet. Als ich alt genug war, mir von Wallenstein und seinem Sternenzimmer erzählen zu lassen, wurde mir klar, daß die der Helmstüben tapete zu Grunde liegende Idee auf ihn

zurückzuführen sei, und so oft von Wallenstein die Rede ist, drängt sich mir auch jetzt noch die Helmstube als Ort der Handlung auf.

Vor dem pensionierten Obersten, einem würdigen alten Herrn, der in der Nachbarschaft auf seinem Gute lebte und bisweilen nach der Stadt kam, verspürte ich gewaltigen Respekt: ein Gefühl, das beim Übergang von meinem Vater auf mich durch die geheimnisvolle Pracht der Helmstube noch erhöht worden war. Es beschäftigte mich sehr, aber ich hatte nie den Mut zu fragen, ob der Oberst auf seinem Gute für die pensionierten Helme eine besondere Helmstube habe, und ob auch sie tapeziert sei, wie die, die ich kurz vor ihrer Entweihung in vollem Glanze gesehen hatte: ultramarinblau mit goldenen Sternen.

Meine Eltern hatten ihr möglichstes gethan, die alten verräucherten und vergilbten Räume wohnlicher zu machen. Es war alles hell gestrichen und frisch tapeziert worden; den Zugang von der Thorfahrt nach der Wendeltreppe schmückte eine zur Abhaltung der Zugluft dienende Glaswand mit schwingender Doppelthür; die Helmstube, rosa und weiß tapeziert und in denselben Farben ausgestattet, hieß das Theezimmer. Vergebens! Der ungasfliche, verbiffene Eindruck, den die Wohnung machte, war nicht zu bannen gewesen. Er hatte seinen Grund in der Bauart des Hauses, dessen erster Eigentümer eine menschenfeindliche Vorliebe für enge dunkle Gänge und noch dunklere kleine Vorpläge gehabt zu haben schien und es — vielleicht grundsätzlich? — an den nötigen Verbindungsthüren zwischen unmittelbar nebeneinander liegenden Zimmern hatte fehlen lassen. Wo dagegen diese Verbindungsthüren vorhanden waren, vermißte man wieder den ebenso unentbehrlichen zweiten Ein- und Ausgang, mit andern Worten, man konnte da, wo der Architekt eine Enfilade hergestellt hatte, von mehreren nebeneinander liegenden Zimmern das hinterste auf keinem andern Wege erreichen, als indem man durch die davor liegenden durchging. So hatte meine Stube, die im Erdgeschoße gerade unter der Exhelnstube lag, keinen andern Zugang als durch einen Saal, wo man bisweilen den Diener oder die Ordonnanz, regelmäßig aber ein mixtum compositum von Cigarrenstummel- und Messingknöpfegeruch antraf, und durch ein zweites Zimmer, von dem es hieß, daß es für den zur Zeit noch nicht auf der Bildfläche erschienenen Hauslehrer bestimmt sei. Dafür waren in meiner Stube — eine Kinderstube gab es nicht, da ich das einzige Kind und acht Jahre alt war — der Eingang in den Keller, der Ausgang in eine Kumpfkammer und der Zugang zu einem langen schmalen, völlig dunkeln Gange, der im Hinterhofe direkt ins Freie führte, und auf dem in einer Vertiefung der Mauer ein Skelett stand.

Dem verstorbenen Dr. Eckhardt sein Gerippe, hatte man mir gesagt, und ich hatte das, ohne mir weitem Aufschluß zu erbitten, so verstanden, daß ich die letzten Überbleibsel des verewigten oder, wie die in demselben Irrtum besangne Ordonnanz sagte, des krepiereten Hauseigentümers vor mir zu haben glaubte. In einen Ameisenhaufen, meinte die Ordonnanz, werde man ihn gelegt haben: sie habe das bei sich auf dem Dorfe mit Vögeln und Mäusen probiert und sehr befriedigende Erfolge erzielt.

Das wäre ja ganz schön und ganz gut gewesen, aber etwas unheimlich war es mir doch, namentlich seitdem ich einer Unterredung beigewohnt hatte, in deren Verlauf Vogt, der Diener, und die sogenannte Kammerjungfer meiner Mutter die Vorzüge und Nachteile des besagten Ganges als Verkehrsweg eingehend besprochen hatten. Gerippe hatten nach Gustichens Ansicht die üble Gewohnheit, nachts ihren Posten zu verlassen und zu lustwandeln. Lieber als so einem Gerippe in dem schmalen Gange zu begegnen, würde sie sonst etwas über sich ergehen lassen!

Das gefiel mir gar nicht; auch Vogt schien es nicht zu gefallen.

Es sind mir später, als ich auf der Universität in die Mannigfaltigkeit mensch-

licher Motive Einblick gethan hatte, Zweifel darüber beigekommen, ob die meinem und Vogts Mißvergnügen unterliegenden Beweggründe ganz dieselben waren, aber das gehört in das Bereich einer psychologischen Analyse, mit der meine schlichte Erzählung nichts zu schaffen hat.

Ich dachte damals so. Da ich nicht unten, sondern oben bei meinen Eltern schlief, so hätte mir, was das Gerippe auch immer nachts unternehmen mochte, ziemlich gleichgiltig sein können, wenn darauf Verlaß gewesen wäre, daß es auch wirklich Tag und Nacht zu unterscheiden wußte. Nun war es aber in dem Gange jederzeit stockfinster, und eine Uhr, die es hätte repetieren lassen können, trug das Gerippe nicht bei sich: wer stand mir dafür, daß es nicht eines schönen Tags, durch die herrschende Dunkelheit irregeleitet, Tag für Nacht nahm und seinen Spaziergang gegen Abend antrat, während ich noch unten war, in der Dämmerstunde, wo es mir ohnehin an der Kellertreppensallthür und oben in der Kumpelkammer, deren Fenster nach der Stube gingen, nicht recht geheuer vorkam. Das Gerippe war eine sehr eklige Zugabe, darin war ich mit Vogt und Gustchen einverstanden.

Und dieses Einverständnis — *entente cordiale*, wie die Diplomaten sagen — war es denn auch, was dem Gerippe kurze Zeit darauf sein Standquartier kostete. Gustchen hatte meiner Mutter gegenüber die Befürchtung ausgesprochen, daß mir die Angst vor dem Gerippe schaden könne; Vogt, der als vorzüglicher Pferdewärter bei meinem Vater einen Stein im Brette hatte, war bei diesem in ähnlicher Weise vorstellig geworden; ich selbst hatte dem Fasse den Boden ausgeschlagen, indem ich beim Einbruch der Dämmerung die Ordonnanz aus ihrer Cigarrenstummel- und Messingknöpfatmosphäre zu mir hintergeholt und nicht eher wieder losgelassen hatte, als bis es für mich Abendessens- und Schlafengehnszeit geworden war. Während die Ordonnanz nicht auf ihrem Posten war, hatte der Nachfolger des Helmstübenerobersten meinem Vater einen freundschaftlichen Besuch abstatten wollen und war — *horribile dictu* — nach einer Irrfahrt im Hauslabyrinth von der Köchin angemeldet worden.

Mein Vater war schmerzlich bewegt gewesen, und die Ordonnanz, der wegen ihres gutmütigen Gesichts und weil sie als Wende nicht ordentlich deutsch konnte, vieles durchging, hatte das aufziehende Gewitter dadurch abzulenken gesucht, daß sie den Verlauf der Sache haarlein erzählt hatte. Wie ich ihr mitgeteilt habe, daß ich mich fürchte. Wie sie mich gefragt habe, wovor? Wie ich geantwortet habe: Vor dem „Gerippig.“ Wie sie es nicht übers Herz habe bringen können, wieder wegzugehn und mich allein zu lassen. Wie sie unter meiner Leitung die Festung mit Soldaten in Bärmützen und roten Fracks zu bemannen gehabt habe, und wie endlich, während sie von dieser taktischen Leistung ganz in Anspruch genommen gewesen sei, statt des gefürchteten „Gerippigs“ der Herr Oberst gekommen sein müsse.

Alle Wahrscheinlichkeit nach mochten wir bei dieser Verhandlung wie auch sonst, wenn Synatschke oder mir das Messer an der Kehle saß, Hand in Hand vor dem väterlichen Tribunale gestanden und so an das Herz des ohnehin sehr zur Nachsicht geneigten Richters appelliert haben, denn das Gewitter hatte sich verzogen.

Nachdem Synatschke unter Hinweis auf die Eventualität einer sofortigen Rückkehr in die Reihen seiner Schwadron verständigt worden war, daß er unter keinerlei Umständen das vorderste Zimmer in Vogts Abwesenheit zu verlassen befugt sei, wurde noch an demselben Abend an die Eckhardtischen Erben geschrieben und ihnen die Bitte um möglichst beschleunigte Abholung des zur Hinterlassenschaft gehörigen opteologischen Schaustücks vorgetragen. Da sie sich hierzu nicht hatten bereit finden lassen und vielmehr gebeten hatten, man möge für die Beseitigung des Knochen-

manns, auf den sie keinerlei Anspruch machten, Sorge tragen, so wurde er Bogt und der Ordonnanz preisgegeben, die mit ihm machen sollten, was sie wollten, wenn man nur nichts wieder von ihm zu hören oder zu sehen bekomme. Eines Tags war er auch wirklich verschwunden, und Synatschke vertraute mir an, daß sie ihn für drei Thaler fünfzehn Groschen an den — Schinder verkauft hätten. Eine Porzellanpfeife mit dem Spruch: „Weintrinken macht fröhlich, aber Mädchenlieben macht seltsam,“ die mir Synatschke zeigte, war der erste Ankauf gewesen, den ihm sein Anteil an der Beute ermöglicht hatte.

Es kam mir — ich erinnere mich dessen recht wohl — lieblos vor, daß man mit den Überresten des Hauseigentümers in solcher Weise verfahren war, und ich gab Synatschke meine Bedenken zu verstehen. In der Absicht, mich zu beruhigen, versicherte er mir, daß es nicht der Doktor gewesen sein könnte, den sie verkauft hätten. Es sei überhaupt leider kein Manns gewesen, für das sie anstatt drei Thaler fünfzehn Groschen vier Thaler erhalten haben würden, sondern ein Weibsen. Die Frau Doktorin konnte es nicht gewesen sein, denn Dr. Eckhardt war nicht verheiratet gewesen: wen hatte man also eigentlich verkauft? Das öffnete den unheimlichsten Vermutungen Thür und Thor, und ich fing an, mich vor dem verschwundenen Gerippe erst recht zu fürchten; schon die Stelle, wo es gestanden hatte, war mir unheimlich. Ob es Gustchen auch so ging, kann ich nicht sagen — vielleicht hätte Bogt Auskunft geben können.

2. Der neue Bonnrich

Neben meinen Eltern, die himmlische Geduld mit mir hatten und mich andern Händen nur anvertrauten, wenn es ihre dienstlichen oder geselligen Verpflichtungen durchaus erheischten, ließen sich auch Bogt, Synatschke, Gustchen und die Köchin meine Beaufsichtigung angelegen sein.

Man hatte es gerade um jene Zeit mit einem Interregnum zu thun: eine ältere Kammerzofe meiner Mutter, die sich mit großer Sorgfalt und Zärtlichkeit dem Kindermuhmenamte unterzogen gehabt hatte, war, um sich zu verheiraten, in ihre Heimat zurückgekehrt, und der Hauslehrer, für den in der mittlern Parterrestube des linken Flügels Quartier bereit stand, war noch nicht da.

Der Umstand, daß mir der Aufenthalt in der Diener- und Jungfernstube, im Stall und in der Küche untersagt war, machte es nötig, daß sich der Aufsichtführende zu mir in die Stube oder in den Garten setzte, wenn er nicht mit mir spazieren ging oder mich im Hofe vor zu halbsbrecherischen equilibristischen Übungen auf herumliegenden Baubalken zu bewahren bemüht war. Da jeder dabei doch auch seinen sonstigen Obliegenheiten nachzukommen hatte, so gab es für mich von Zeit zu Zeit unbewachte Augenblicke, die ich — ohne eigentlich wild und eine richtige Range zu sein — regelmäßig dazu benutzte, mich aus dem Staube zu machen und die unerwartetsten Dinge zu thun. Wenn ich kein Unheil anstiftete und keinen Unfall erlitt, knüpfte ich Bekanntschaften an, denn der leichtfertigen Unvorsichtigkeit, die mich blind für die Gefahr machte, kam die Vertrauensfestigkeit gleich, mit der ich mich heute einem alten Hölkenweib, morgen dem hausierenden Pöflingsmann oder der Schildwache vor dem Hause des Obersten für Freund und Leid mit Leib und Seele angeschlossen.

Ich fürchte, ich war in dieser Beziehung für die, denen meine Beaufsichtigung oblag, ein schrecklicher Junge. Einen Heuhupfer zu beaufsichtigen wäre aller Wahrscheinlichkeit nach leichter und weniger aussichtslos gewesen. So oft ich mir das etwas verblasste Bild jener Tage zurückzurufen suche, fällt es mir jedesmal von neuem schwer, zu begreifen, wie ich es bei der mir von allen Seiten zu teil werdenden Aufsicht möglich machen konnte, immerfort auf eigne Faust Dinge zu

unternehmen, die entweder Katastrophen herbeiführen mußten oder wenigstens — ich habe hierbei namentlich die gemachten Bekanntschaften im Auge — den Wünschen meiner Eltern schnurstracks entgegenliefen.

Wie das Leben des Apostel Paulus, dem ich sonst leider nicht ähnelte, war auch das meine damals eine Reihenfolge von Fährlichkeiten zu Wasser und zu Lande. Kaum war ich aus dem Floßgraben gezogen worden, lag ich im Schwanenteich. Eine Kopfwunde, die ich mir durch einen Treppensturz zugezogen hatte, war noch nicht geheilt, und schon war das linke Bein durch den Fall von einer Leiter verstaucht. Wenn ich mich nicht bei Gelegenheit eines unerlaubten Küchenbesuchs verbrüht oder in der Speisekammer durch das zu hastige, weil fraudulöse Verschlingen einer saftgeschwollenen Essigpflaume dem Erstickungstode nahegebracht hatte, war es im Hof der große Schleiffstein, der mir zu einer thalergroßen Schürfung verhalf. Feigabeln, Sägen, Hammer, Zangen und Bohrer schienen nur da zu sein, mich zu verwunden; Duetschungen zwischen Thür und Angel mit obligater Blutblase wechselten mit blauen, allmählich ins Grüne und Gelbe übergehenden Augen und allerhand Deformationen und Anschwellungen des Nasensattels ab; Brauschen wurden längst nicht mehr mit dem Messer plattgedrückt, sie waren gäng und gäbe wie das tägliche Brot.

Es hätte erstaunlich scheinen können, daß kein Plättbrett umstürzen und kein Bügeleisen vom Sims fallen konnte, ohne mich zu treffen, wenn ich nicht in jedem einzelnen Falle die Katastrophe durch die überraschendsten Manöver herbeizuführen verstanden gehabt hätte. Was andre Kinder paarweis führen, Fausthandschuhe, Müffchen, Gummigalosen, kannte ich nur in der Einzahl, dagegen mußten mir zwei Schnupftücher mitgegeben werden, damit ich mit einem wieder nach Hause kam.

Täglich wurde ich vermißt und an den unwahrscheinlichsten Orten wiedergefunden: in der Gartküche, beim Obersten, dem Kinder ein Greuel waren, in Auktionslokalen, auf der Hauptwache, im Seminar, in Kirchen und Schulen, während des Jahrmärkts in einer Waffelkuchenbude, deren Besuch den Unteroffizieren und Mannschaften durch Regimentsbefehl bei Strafe untersagt war; während des Bogelschießens im Schießstand; immer unter der Obhut des einen oder des andern, der mich bei sich behalten hatte, wie es die Soldaten so gern mit zugelaufenen Hund thun, und der mich mit dem ehrenvollen Zeugnisse wieder auslieferte, daß ich ganz artig gewesen sei.

Um die Leute herum zu sein und ihnen zuzusehen, war alles, was ich begehrte; zu reden brauchten sie wenig, wenn sie mich nur dabehielten. Wir hatten befreundete Familien in der Stadt, wo es Kinder gab: bei denen erschien ich mit der Meldung, ich könne bis um fünf dableiben, und wenn mir dann gesagt wurde, nun sei es fünf Uhr, lief ich in einem Trabe auf dem nächsten Wege zurück nach Hause.

Wäre ich wild und eine richtige Range gewesen, würde man auf seiner Hut gewesen sein. Da ich nicht bis drei zählen konnte und um den Finger zu wickeln war, ließ man sich immer wieder einschläfern, und — weg war ich. Mein Freund Synatsche hatte die Sache sehr richtig bezeichnet. Zum Floß versteht man sich des Sprungs, hatte er gesagt, nicht zur Wanze. Das hatte ich ihm sehr übel genommen, und nur der Vorschlag, sich gleich auf dem Flecke anspannen zu lassen und „wildes Pferd“ zu sein, hatte mich versöhnen können. Wildes Pferd machte ihm so leicht keiner nach. Kutscher zu sein, wenn er wildes Pferd war, war der Himmel auf Erden. Er schnaubte, wieherte, zäumte sich bei, schlug aus, drängte, scheute, kurbettierte, setzte in wilder Jagd über alle Bauhölzer und ging schließlich als vom Kutscher gebändigtes und dressiertes Kunstpferd spanischen Tritt.

Wenn sich die andern auch nicht so drastisch ausdrückten, so war man doch, glaube ich, ganz allgemein der Ansicht, daß es wegen der vielen Zeitversäumnis-

die das jedesmalige Wiedereinfangen des entsprungenen Heuhupfers verursachte, kein Unglück sei, wenn der Hauslehrer, für dessen Zimmer der Tapezier noch gestern einen großen, mit grüner Serge bespannten Wandschirm gebracht hatte, bald komme. Eines schönen Tags war er denn auch wirklich da: ein etwas fremdländisch aussehender junger Mann, der mir ganz gut gefallen haben würde, wenn ich auch nur ein Wort von dem, was er sagte, verstanden hätte. Mein Vater und meine Mutter konnten sich mit ihm verständigen, Vogt und Synatschke nicht. Vogt — ich weiß nicht warum? — mochte ihn von der ersten Stunde an nicht und bezeichnete ihn, wenn wir unter vier Augen waren, als den Lockenkopf, die Wachspuppe, den Jesuit. Er kam aus der französischen Schweiz, sprach kein Wort deutsch, erlag sofort unter den schrecklichsten Symptomen gänzlicher Entnerdung und beunruhigender Thränenkrämpfe dem mal du pays und hatte handbreite, auf beiden Seiten an das Beinleid angenähte Stege, über die Synatschke, der sie bisweilen zu wickeln hatte, meines Wissens nie hinweggekommen ist.

Da bei der uns befreundeten Wilkischen Familie eine französische Erzieherin war, von der man gemeinlich als der Wilkischen Bonne sprach — sie zog den Titel Gouvernante vor und sagte uns das —, so wurde Monsieur Basse als mein Bonnrich bezeichnet, eine scherzhafte Ausdrucksweise, die nicht meinen Beifall hatte, da mir im Interesse meiner und seiner Würde, namentlich der meinen, Gouverneur besser gefiel.

Da saßen wir nun nebeneinander auf dem großen Tritt in unsrer Stube und weinten; er vor Sehnsucht nach seinen heimatlichen Bergen, ich ansteckungsweise und aus Kommiseration. Die ersten Tage deuchte mich der Flug der Stunden recht träge, bis es Mittag- und Abendbrotzeit wurde. Er war, glaube ich, ein seelensguter, weichherziger Mensch, aber das Wohlwollen, das er mir entgegentrug, war mir zu schwabblig, zu weiblich; er machte zu sehr ein an zärtliche Liebkosungen gewöhntes Kind aus mir, während ich, von Natur über eine gewisse Grenze lebhaften Interesses an jedem hinaus schwer zugänglich und innerlich völlig ungebändig, wie ein älterer Junge behandelt zu werden Anspruch machte.

Ich kann mich nicht eines einzigen Falls erinnern, wo ich ihn heftig gesehen oder hart und unbillig gefunden hätte; überhaupt kann ich von ihm nur das Beste sagen, aber sonderbar, obwohl ich mich nach einiger Zeit mit ihm verständigen konnte, und obwohl er sich, außerhalb der wenigen Stunden, wo es sich um einen förmlichen Unterricht handelte, in gutmütigster, unverdrossenster Weise zu meinem Spielgenossen hergab, so war doch, glaube ich, sein moralischer und geistiger Einfluß auf mich null. Von einer Antipathie gegen ihn konnte bei mir um so weniger die Rede sein, als ich mich nicht erinnere, dieses Gefühl in meiner Jugend überhaupt irgend jemand gegenüber gekannt zu haben; ich habe bei ihm französische Fabeln auswendig und deutsche Geographie mit französischen Namen, Leipsic, Cologne, Mayence, Frankfurt-sur-Mein gelernt, im übrigen ist er, was das Formen des noch völlig weichen Gemüths ansangte, in fast unheimlicher Weise spurlos an mir vorübergegangen. Wahrscheinlich traf dabei keinen von uns beiden eine Schuld: auch die Chemie zeigt uns unzählige Stoffe, die nicht aufeinander reagieren.

Um jedoch dem Gange der Dinge nicht vorzugreifen: da saßen wir also und weinten. Meine Eltern hatten mir gesagt, daß er sich nach seinen Bergen sehne, und Vogt hatte das als eine eines erwachsenen Menschen, der einen Cylinderhut trage, unwürdige Schwäche gebrandmarkt; er nannte ihn damals die Heulliese. Synatschke schien ihn eher zu verstehen, war minder hartherzig und meinte, das gute Essen werde ihm schon aufhelfen. Ich versuchte es deshalb, da ich ihn nicht mit Worten trösten und doch auch nicht den ganzen Tag mit ihm weinen konnte, mit dem, was Papa im Stall Extrafutter nannte.

Sette, bitte gib mir ein kaltes Fleischklößchen. Ich hatte für kalte Fleischklößchen eine besondere Vorliebe; mein Vater und Synatschke auch. Sie waren in der Regel in der Speisekammer auf einer großen Bratenschüssel vorrätig, die ich auf dem Gewissen hatte, die aber durch einen hausierenden Slowaken, mit dem ich mich bei dieser Gelegenheit liiert hatte, wieder zusammengedrahtet worden war.

Ich habe den Speisekammer Schlüssel nicht; ich habe ihn eben wieder „reingetragen.“

Nun war noch der Küchenschrank, worin ich mitunter Fleischklößchen bemerkt hatte, die mir später auf der Ordonnanz ihrer „Brotbemme“ wieder zu Gesicht gekommen waren. Für Fleischklößchen hatte ich ein so scharfes Auge, daß ich das Individuum sofort wieder erkannte, an allerlei kleinen Merkmalen, auf die ich an den minder Eingeweihten unterlassen hätte. Die Form, bisweilen ein nicht ganz regelmäßiges Oval, die Farbe, die Pannierung, hie und da ein Muttermal, bisweilen etwas zuviel Feuer, bisweilen etwas zu wenig.

Mache, Sette, gib mir eins von denen. Synatschke sah so wohlgenährt aus, er sehnte sich nicht nach seinen Bergen, und da er für Monsieur Besse von der guten Kost Besserung erwartete, so war es recht und billig, daß er ein Opfer brachte. Sette konnte ihm ja, wenn sie den Schlüssel hatte, Ersatz verschaffen.

Ich hatte das Fleischklößchen natürlich bekommen; vielleicht hatte ich Setten auch einen Kuß dafür gegeben. Sie war, solange ich denken konnte, bei uns Köchin; tausend Küsse, die sie von mir bekommen hatte, reichten noch nicht; es waren uneigennützig dabei, und ich hatte, mit Recht oder Unrecht, den Eindruck, daß Synatschke das nicht weibisch finden würde, daß ich es also getrost thun könnte.

Nun galt es, unter einem passenden Vorwande von Bogt einen kleinen Teller zu bekommen, um das Fleischklößchen, das ich bis jetzt wie ein Portemonnaie in der Hand gehalten hatte, darauf zu legen. Das war meiner Überzeugung nach unerlässlich, aber nicht leicht. Porzellan- und Steingutware wurde mir grundsätzlich nicht anvertraut, man hätte das Geschirr lieber gleich aus dem Fenster aufs Pflaster werfen können, hielten doch selbst die blechernen und lackierten Frühstücks- und Halbabendkörbchen, deren ich mich bediente, nur wenig Monate stand. Die Sache machte sich indessen diesmal leichter, als ich gedacht hatte; das Büffett stand offen, und ich hatte die Auswahl.

Der arme Monsieur Besse hatte zwar zu schluchzen aufgehört, als ich mich ihm mit dem „Extrajutter“ näherte, aber er sah so trostlos vor sich hin, daß es einen Stein hätte erweichen müssen. Ich setzte ihm den Teller auf den Schoß und bemühte mich, ihm pantomimisch begreiflich zu machen, er möge essen, es werde ihm davon besser werden, Synatschke habe es gesagt.

Er schien mich nicht zu verstehen, keinen Hunger zu haben oder kein Freund von kalten Fleischklößchen zu sein. Er stellte den Teller neben sich, explizierte boulette, bœuf, chapelure, hacher, je hache, tu hachos, il hache und holte mit einem Seufzer den Lafontaine aus der Tasche, worin wir — es war der zweite Tag nach seiner Ankunft — noch bei un corbeau sur un arbre perché waren.

Meine Mutter, voll Mitleid mit dem Märtyrertum, das sie ihm und mir nicht ersparen konnte, wenn die Sache rasch ins Geleis kommen sollte, hatte vorgearbeitet und mir die Fabel deutsch erzählt. Ich wußte also, worum es sich handelte, und wie es zu den Worten tenait dans son bec un fromage kam, konnte ich der Versuchung nicht widerstehen, mich Monsieur Besse gegenüber wie ein Vogel hinzufügen und dabei das für ihn bestimmte Fleischklößchen in den Mund zu nehmen, natürlich um damit den Käse zu figurieren.

Die Absicht, komisch zu sein oder das Fleischklößchen zu essen, hatte ich nicht, das bin ich noch heute eidlich zu erhärten bereit. Aber Monsieur Besse platzte

trog seiner Melancholie heraus und gab für eine Weile das Weinen und Betrübte sein auf, und das Fleischklößchen, na, da ich es nun einmal im Munde gehabt hatte, schnabulierte ich.

(Fortsetzung folgt)

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Beamtentum und katholische Kirche. In Nr. 34 der Grenzboten wird von dem Verfasser des Artikels über katholische Inferiorität nachzuweisen versucht, daß ein katholischer Beamter oft aus religiösen Gründen ungeeignet sei, die Staatsgesetze anzuwenden, da er bei seiner Amtsthätigkeit auch auf die Belehrungen im Beichtstuhl usw. angewiesen sei. Ich glaube als langjähriger Grenzbotenleser und als Katholik doch diesen Ausführungen, die mit der Praxis in Widerspruch stehen, widersprechen zu müssen. Schon im Sommer 1896 erschien in den Grenzboten ein sehr beachtenswerter Aufsatz, der ausführte, wie schwierig und selten es vorkomme, daß Protestanten einen tiefern und praktischen Blick für den Einfluß der katholischen Religion auf Denkungsweise und Lebensart ihrer Mitglieder haben. Dieser Schwierigkeit scheint auch der Verfasser des oben genannten Artikels nicht ganz entgangen zu sein. Er nimmt die extremsten Schriften klerikaler Verfasser heraus, aus diesen wieder sehr extreme Auffassungen, denen er dann wieder für das Staatswohl durchaus verderbliche Konsequenzen anreißt: Schriften, die für den gebildeten Katholiken, insbesondere den Beamten oder den Richter, auch wenn er z. B. Zentrumswähler ist, durchweg theoretisch, sicherlich aber praktisch bedeutungslos bleiben.

Da ist zuerst der böse Syllabus: man glaubt in protestantischen Kreisen kaum, wie bedeutungslos er praktisch für den gebildeten deutschen Katholiken ist. Das Volk kennt ihn nicht einmal dem Namen nach. Er ist so selten, daß es schwer ist, ihn gedruckt zu bekommen. In der kirchlichen Praxis, in Predigten oder im Beichtstuhl hört man ihn kaum nennen. Man kann ruhig sagen, daß er für den deutschen Katholiken ein totgebornes Kind geblieben ist und lediglich durch die politischen Ereignisse, die den Kirchenstaat beseitigt haben, und durch den preussischen Kulturkampf, dessen Gesetzgebung der Staat in der Hauptsache längst wieder aufgehoben hat, veranlaßt worden ist. Der Syllabus bezweckte auch gegen den damals herrschenden Materialismus und Darwinismus ein Gegengewicht zu schaffen, die beide ebenfalls als überwunden gelten können. Übrigens verhängt der Syllabus, soweit ich mich dessen aus dem Gedächtnisse zu erinnern vermag, kein Anathem, sondern enthält nur Warnungen vor verderblichen Lehren, was natürlich nicht ausschließt, daß einzelne Sätze, wie z. B. über die Unsterblichkeit der Seele, anderweit als Dogmen aufgestellt sind. Übrigens würde ein Protestant, der nicht an die Unsterblichkeit der Seele glaubt, doch auch wohl de facto kaum noch als Mitglied der Kirche von den protestantischen Geistlichen angesehen werden. Ein Dogma, wie der Verfasser anzunehmen scheint, daß Petrus in Rom gewesen sei, giebt es auch für den Katholiken nicht. Unrichtig ist auch die Ansicht, daß jede Lehre und Meinung des Papstes für den Katholiken im Gewissen verpflichtend sei. Es sollte doch bekannt sein, daß nur die feierlichen Aussprüche des Papstes ex cathedra in Sachen des Glaubens und der Moral verbindlich sind, und zu diesen gehört der Syllabus nicht. Ein solcher Ausspruch ist meines Wissens überhaupt von Leo XIII. noch nicht erfolgt. Wie milde sich das Kirchenregiment in der Praxis mit seinen eignen Theorien ab-